

Brita Steinwendtner

AN DEN GESTADEN
DES WORTES

OTTO MÜLLER VERLAG

Die Drucklegung dieses Buches wurde gefördert durch
die Kulturabteilungen von Stadt und Land Salzburg.



STADT : SALZBURG



LAND
SALZBURG

www.omvs.at

ISBN 978-3-7013-1298-6

© 2022 OTTO MÜLLER VERLAG SALZBURG-WIEN

Alle Rechte vorbehalten

Satz: MEDIA DESIGN: RIZNER.At

Druck und Bindung: Finidr s.r.o., Český Těšín

Covergestaltung: Leopold Fellingner

*Nach Innen geht der geheimnißvolle Weg.
In uns, oder nirgends ist ... Vergangenheit und Zukunft.
Novalis*

*für W.
und alle Zwölf dieses Buches*

Inhaltsverzeichnis

Und senkte mich in meine Träume ADALBERT STIFTER Totes Gebirge und Dachstein	S. 8
Die Wege von der Sonne in die Nacht MECHTILDE LICHNOWSKY, WALTER BENJAMIN Côte d'Azur und Côte Vermeille	S. 52
Geboren werden für nichts FRIEDRICH HÖLDERLIN Verlass Deutschland, geh nach Bordeaux	S. 114
Die Seele ist ein Fremdes auf Erden GEORG TRAKL Die drei Teiche in Hellbrunn	S. 144
Das Meer, die <i>Gruppe 47</i> und eine junge Dichterin ILSE AICHINGER Niendorf an der Ostsee	S. 182
Seit es Sprache gibt, sind Geschichten erzählt worden TANIA BLIXEN Rungstedlund, Dänemark	S. 206
Hinter jeder Fensterscheibe wartet Schicksal FRIDERIKE UND STEFAN ZWEIG Salzburg, Kapuzinerberg	S. 242
Das Kennwort heiße: Leben! CARL ZUCKMAYER Unter den Gletschern von Saas-Fee	S. 292
Wer die Schönheit angeschaut mit Augen AUGUST VON PLATEN Syrakus	S. 312
Ich glaube an die Mrchenhaftigkeit der Dichter H.C. ARTMANN Der Schwarzgraben und der Kosmos	S. 334



ADALBERT STIFTER

Und senkte mich in meine Träume

ADALBERT STIFTER

Totes Gebirge und Dachstein

*Aber der erste Schlaf ist doch kein ruhiger gewesen. Ich hatte viele Sachen bei mir, Tote, Sterbende, Pestkranke, Drillingsföhren, das Waldmädchen, den Machtbauer, des Nachbarn Vogelbeerbaum, und der alte Andreas strich mir schon wieder die Füße an. Aber der Verlauf des Schlafes muß gut gewesen sein; denn als man mich erweckte, schien die Sonne durch die Fenster herein, es war ein lieblicher Sonntag, alles war festlich, wir bekamen nach dem Gebete das Festtagsfrühstück, bekamen die Festtagskleider, und als ich auf die Gasse ging, war alles rein, frisch und klar [...]*¹

Der erwachsen gewordene Leinenweberbub aus dem Böhmerwald erinnert sich an ein Erlebnis aus der Kinderzeit, als ihm der alte Andreas die Füßchen mit Pech eingeschmiert und er dafür Strafe zu erwarten hatte, da er damit ins Haus gelaufen war. Um ihn davor zu bewahren, nimmt ihn der Großvater auf eine Wanderung mit und erzählt von jener weit zurückliegenden Zeit, als man das Pech zur Bekämpfung der Pest brannte und brauchte und dass Andreas ein Nachfahre dieser Pechbrenner aus dem Wald sei.

In der berühmten Erzählung *Granit*, die ursprünglich *Die Pechbrenner* hieß, ist diese Stelle zu finden. Aus einer Begebenheit seiner Kindheit in Oberplan an der oberen Moldau hat Adalbert Stifter als Erwachsener eine seiner schönsten Erzählungen gemacht. Und über dreißig weitere geschrie-

ben, deren frühe ihn zum Modeautor der 1840er Jahre machten.

Mit diesen Erzählungen geht es mir wie dem Kind in seinen wirren Träumen. Ich habe sie als „viele Sachen bei mir“, sie wirbeln mir durch den Kopf, ihre Titel, die so oft geändert wurden, ihre ersten und zweiten und dritten Fassungen, ihre Einzelveröffentlichungen und ihre bald darauf erfolgte Aufnahme in Bucheditionen. Ihre Figuren steigen aus den Stapeln von Büchern, die um meinen Schreibtisch herum aufgebaut sind, denn wie kaum ein anderer Dichter nimmt Stifter die Menschen, die er beschreibt, an sein Herz, liebevoll und zärtlich: die vielen Kinder, arm und verloren, reich und behütet, das Zigeunermädchen und ein blindes Mädchen, ein Kind mit Wasserkopf, ein Geschwisterpaar, das sich verirrt, die beiden violinspielenden Wunderkinder, die nicht glücklich werden und viele mehr. Im Leben waren ihm eigene Kinder versagt, in der Literatur lässt er sie durch seine Geschichten laufen wie die Gedanken einer großen Sehnsucht. Die erwachsenen Leute stehen vor mir, dieses Panoptikum menschlicher Größe und menschlichen Elends: die Alten, tröstend oder störrisch, die Jungen, die suchen, fehlen und gewinnen, die Erfolgreichen und die Versager, die Schmiede ihres Schicksals, die Hässliche und der Schönling, die Liebenden, die sich finden, die Verzweifelten, die nicht zueinanderkommen. Zerrüttete Ehen, Zwist und Betrug. Hoffnung. Glück. Die vielen, die Fremde bleiben auf dieser Welt. Und jene, die um Maß und Verantwortung kämpfen gegen die „tigerartige Anlage“ in uns allen.

[...] wir Alle haben eine tigerartige Anlage, so wie wir eine himmlische haben, und wenn die tigerartige nicht geweckt wird, so meinen wir, sie sei gar nicht da ... Wir Alle können

nicht wissen, wie wir in den gegebenen Fällen handeln würden, weil wir nicht wissen, welche unbekanntem Thiere durch die schreckliche Gewalt der Thatsachen in uns emporgerufen werden können.²

Gewaltsamkeit war Stifter vertraut, er war ein exzellenter Beobachter. Er war kurz nach der Französischen Revolution 1805 geboren und inmitten der Napoleonischen Kriege aufgewachsen, sah die Pressionen in der gesellschaftlichen Hierarchie zwischen Adel und „niederen“ Volk und wusste um die Gewaltbereitschaft in seinen Mitmenschen und in sich selbst. Mit aller Kraft idealisierte er daher das Leitbild von Pflichterfüllung und *Vernunftwürde*. Als Aufklärer wollte er die Menschen besser machen, schmerzvoll scheiterte er an der Wirklichkeit. Er entwarf daher idyllische Utopien, machte die Natur zum metaphysischen Horizont. „Ich habe viele Tage gesehen, und so ist der Mensch: er sucht den Schimmer und will das Irrlicht greifen – –“

Im kleinen Austraghaus des Sturmgutes von Hinterstoder am Fuß des Toten Gebirges habe ich Adalbert Stifters Werke um mich herum liegen und stehen. Lese und lese ihn wieder. Verliere mich in seiner „schrecklich schönen Welt“, wie der große Stifter-Kenner Johann Lachinger sie nannte. – In diesem steingefügten kleinen Haus bin ich aufgewachsen, hier hat meine Mutter für meinen Bruder und mich und die Kinder der weit entfernten Bauernhöfe Kasperltheater gespielt und der Kasperl hat dem Krokodil auf den Kopf geklopft, wenn die Gretl gefährdet war. Diese Landschaft rundum ist mir vertraut wie die Linien meiner Hand. Fast alle meine Bücher habe ich hier geschrieben. Schreiben ist, zumindest für mich, ein einsames Tun. Ich muss dazu allein sein und habe ein schlechtes Gewissen. W. bleibt in Salzburg,

wir telefonieren am Morgen und am Abend. Vormittags schreibe ich in jenem Zimmerchen, in das die Morgensonne hereinscheint, vor mir nur die Weiden mit den grasenden Mutterkühen und ihren Kälbern und einem alten *Nagerwurz*-Birnbäum. Im Winter ist die Weide eine meist überfüllte und künstlich beschneite Skipiste. Nachmittags bin ich in der westseitigen Mansarde, um die Sonne zwischen Spitzmauer, Brotfall und Großem Priel untergehen zu sehen, wenn ich vom Schreiben aufschau. Im Gegenlicht rücken die Berge weiter weg, bei Föhn kommen sie mir ganz nah. Sie stehen still in blauem Dunst oder schwarz gezackt vor dem erdunkelnden Himmel. Geröllfelder, Felsabstürze und das kleine Schneefeld, der letzte Rest eines ursprünglichen Gletschers, sind dann genau gezeichnet wie von eines Forschers Hand. Vielleicht ziehen ein paar Glockenklänge vom tief unten liegenden Dorf herauf, über die abgemähten Wiesen und die Silo-Kugeln am Straßenrand. Der Bauernhof ist längst zum Tourismusbetrieb ausgebaut, Kinder sausen in Go-Carts um das Stadleck. Die Lamas werden bereit gemacht für die Abendwanderung zum Lagerfeuer der angepriesenen Romantik eines „Urlaubs am Bauernhof“. Der älteste der drei Bauernsöhne ist jetzt der Besitzer des Anwesens. Seinen Vater erschlug der eigene Traktor beim Holzziehen.

*„Das Leben ist ein schillernd Ding, in dessen Abgrund man sich stürzt –
und noch im Abgrund ist es schön [...]“³*

heißt es in der Erzählung *Der Hagestolz*. Welch eine selbstverleugnende Anstrengung, aus dem Abgrund noch das Schöne hervorzuholen. In der Dichtung ist es Adalbert Stifter gelungen.

Im Leben nicht. Als es unerträglich wurde, schnitt er sich mit dem Rasiermesser durch den Hals. Bewusstlos lebte er noch zwei Tage, am 28. Jänner 1868 starb er. Es wäre nicht die Ursache seines Todes gewesen, meinte der Arzt. Er hatte eine schwere Lebererkrankung, Zirrhose, Krebs. Er hatte gerne getrunken, gevöllert im Essen, war verhungert an Verständnislosigkeit.

So war das Ende.

Aber als er jung war, lag noch alles offen vor ihm.

Er ist ein Hochbegabter, der, wie so viele, aus den Ländern der Habsburgermonarchie in die Hauptstadt Wien geht, in die Kaiserstadt aller Möglichkeiten und Verführungen. Lange vierzehn Jahre, von 1826 bis 1840, sucht er im weiten Land der vielen Wege herum, Kritiker meinen, er habe sie *versandelt*, ohne etwas Rechtes zu tun und zu finden. „[...] ich hatte damals recht auf der ganzen Welt nichts Festes, um mich daran zu halten, als etwa meinen Wanderstab.“ Er studiert dies und das, sein Hauptfach wäre Jura gewesen, aber die Mathematik interessiert ihn mehr, Physik, Chemie, Mineralogie, Botanik, Astronomie. Keines dieser Studien schließt er ab. Nach dem Vorbild von Jean Paul, dessen Schriften er verehrt, lebt er als Bohemien, wird gepfändet und wechselt häufig seine Wohnungen. Er fühlt sich zum Malen hingezogen, versteht sich als Landschaftsmaler in der Tradition des Biedermeier, beteiligt sich an Ausstellungen, verkauft das eine oder andere Bild. Um seinen Lebensunterhalt zu verdienen, wird er Hauslehrer in Adelskreisen, ist geschätzt und beliebt, hat ein konziliantes Wesen. Staatskanzler Fürst Metternich wird ihn später sogar als Mathematiklehrer für seinen Sohn Rudolf engagieren. Aber er zweifelt, hadert mit sich selbst, wird depressiv, kann sich nicht entscheiden, auch in seinen Liebesverhältnissen nicht. Acht Jahre lang hat die

Tochter eines reichen Leinenhändlers aus seiner böhmischen Heimat Friedberg, Fanny Greipl, auf ihn gewartet. Aber er ist nichts und hat nichts und wird nichts und schließlich geben ihre Eltern sie einem niederen Beamten zur Frau, bald darauf stirbt sie im Kindbett. Er hat längst eine Liaison mit der Wiener Modistin und Putzmacherin Amalie Mohaupt angefangen, betrügt die eine mit der anderen, die ideelle mit der körperlichen Liebe. Und stürzt sich 1837 zum Entsetzen seiner Freunde in die Ehe mit Amalie, die hübsch, aber ohne geistige Interessen und seinen Anliegen gegenüber verständnislos ist und bleiben wird. Flieht zwischendurch die Metropole, „[...] spanne mich aus der Industriewelt aus“, fährt ins Gebirge in der Nähe von Wien, lieber noch in die Landschaften um das Tote Gebirge und den Dachstein im südlichen Oberösterreich. Liest, hört zu, entwirft, sammelt, lässt werden.

Welcher Nährboden sind diese Jahre gewesen.

Was ist in ihnen alles gewachsen und aufgebrochen.

Auch verschlossen worden, gehütet als Geheimnis. Und lässt den Fundus von Erfahrungen, Beobachtungen und Divergenzen in seine Schriften einfließen, in die vielstimmig komponierten Sprachmelodien in Dur und Moll. Ab 1840 – Stifter ist bereits fünfunddreißig Jahre alt – erscheinen im Zeitraum von nur vier Jahren die Erzählungen *Der Condor*, die Sammlung *Feldblumen*, *Der Hochwald*, die 1. und 2. Fassung der *Mappe meines Urgroßvaters*, *Die Narrenburg*, *Abdias*, *Brigitta*, *Der Hagestolz* und andere. 1850 werden sie gesammelt in sechs Bänden mit dem bescheidenen Titel *Studien* publiziert. 1845 erscheint *Der Heilige Abend*, später umbenannt in *Bergkristall*, die Keimzelle der späteren *Bunten Steine* von 1853, nur vier Jahre danach der große Roman *Der Nachsommer*. Da gilt er in der Kaiserstadt Wien längst als Erfolgsautor.

Bald nach 1857 beginnt jedoch sein Stern zu sinken.

1848 hat sich Adalbert Stifter mit seiner Frau Amalie nach Linz zurückgezogen. Ursprünglich den liberalen Strömungen zuneigend – er wird sogar von seinem Wiener Wohnbezirk als Wahlmann für die Frankfurter Nationalversammlung aufgestellt – ist er enttäuscht und ängstlich vor dem gewaltvollen Ausbruch der Revolution von 1848 in den gesicherten Umkreis einer kleineren Stadt und einer Landschaft geflohen, die er gut kennt. 1850 wird er zum k.k. Schulrat und zum Inspektor für die Volksschulen in Oberösterreich ernannt und kommt weit herum im Land. In Wien hatte er Freunde gehabt, war im Laufe der Jahre zum gern gesehenen Gast in großen Gesellschaften und literarischen Kreisen geworden, hatte Umgang mit Anastasius Grün, Nikolaus Lenau, Franz Grillparzer und Joseph von Eichendorff. Andreas Freiherr von Baumgartner, der angesehene Physiker und Staatsmann in vielen Ministerien, war einer seiner Gönner. Im Hause Metternichs hatte er den aufstrebenden Natur-, Gebirgs- und Gletscherforscher Friedrich Simony kennengelernt, ein entscheidendes Zusammentreffen, von dem noch zu reden sein wird. In Linz vereinsamt er, ist Beamter, hat große pädagogische Ziele, stößt auf Widerstand seiner Vorgesetzten, ist auf eine freud- und kinderlose Ehe reduziert. Über diese Ehe gäbe es viel zu sagen, wenn es uns zustünde. Stifter selbst fühlte sich ohne seine *Mali* verloren, die fast devoten Liebesbriefe werden von den einen zu den schönsten des 19. Jahrhunderts gezählt, die anderen sehen sie als Sublimierung und beschwichtigende Kraftanstrengung, um ein unerfülltes Leben zu kaschieren. Kritische Beobachter hielten fest, dass Amalie Stifter zwar gewissenhaft den Haushalt führte, aber eitel und beschränkt war und ihren Mann durch angebliche Fressorgien an sich zu binden suchte.

Der Dichter, opulentem Essen und Trinken nicht abgeneigt, wurde unbeweglich und im Laufe der Zeit ging er nur noch in seinen Dichtungen auf die Berge. Er ist ständig in Geldnot, was bei seiner amtlichen Position und dem literarischen Erfolg überrascht, und ist gezwungen, Stück um Stück die Rechte an seinen Büchern an seinen Verleger Gustav Heckenast im ungarischen Pest zu verkaufen.

*

So viele Fragen zu diesem rätselhaften Mann.

Stifter lesen. Diesen Dichter der abgründigen Seelen und der betörend schönen Sprachbilder von Wald und Fluss, Gebirge und Gletschereis, von Wiesengrün und Blumenduft, Äther und Erde, Sonne Mond und Sternen. Vor meinen Fenstern des kleinen Austraghauses sind Tiere und Menschen, ich schaue ihnen zu. Die Sonne steigt, die Sonne sinkt im Tal des Toten Gebirges. Das Licht wechselt in der östlichen und in der westlichen Mansarde. Wenn die Kühe Durst haben, brüllen sie. Als Kind habe ich sie oft von einer weiter entfernten, sumpfigen Weide zurückgeholt, die Bäuerin und meine Mutter haben mir das zugetraut. Jetzt müssen die Bauern Warnschilder mit *Achtung Weidevieh* aufstellen, um nicht angeklagt zu werden, wenn Städter aus Unverständnis eine Herde reizen und daraufhin in den seltensten Fällen eine Mutterkuh angreift, um ihr Kalb vor bellenden Hunden oder menschlicher Zudringlichkeit zu schützen.

Stifter lesen.

„[...] freilich bin ich seit Kindheitstagen viel, ich möchte fast sagen, ausschließlich mit der Natur umgegangen und habe mein Herz an ihre Sprache gewöhnt und liebe diese Sprache, vielleicht einseitiger, als es gut ist“, schreibt er in

seinem aufsehenerregenden Essay über die Sonnenfinsternis vom Juli 1842. Die Natur: die große Lehrmeisterin in der Nachfolge von Rousseau, Herder, Goethe und der Romantik. Aus ihr leitet Stifter in der Vorrede zu den *Bunten Steinen* sein berühmtes „sanftes Gesetz“ ab, auf das er allzu oft reduziert wird und das er auf das Sittengesetz der Menschen überträgt. Das Große geschieht ihm nicht durch Heldentaten, sondern so schlicht wie „das Rieseln des Wassers, das Fließen der Luft, das Wachsen des Getreides“ und im Individuum durch „Gerechtigkeit, Einfachheit, Bezwungung seiner selbst“. Welch ungeheure Anstrengung, um das Tigerartige in uns zu zähmen. *Philosophieren mit dem Rasiermesser* nennt es der deutsche Autor Arnold Stadler.

Noch sehe ich kein Rasiermesser. Noch bleibe ich beim jüngeren Adalbert Stifter. „Es geht mir ganz gut,“ schreibt er im September 1844 an seinen Bruder, „aber Wien habe ich satt, und alle meine Wünsche stehen in mein geliebtes Oberösterreich“.

Dorthin will ich ihn begleiten.

Nicht in den Böhmerwald.

Sondern in den südlichen Teil Oberösterreichs.

In dieses „Land ob der Enns“, das er liebte wie eine Heimat.

Es ist auch mein Land.

In Wels geboren, auf dem Bergbauernhof des Sturmgutes aufgewachsen, in Steyr zur Schule gegangen, kenne ich vieles, was er beschreibt. Den Wind im reifenden Korn, die Dörfer mit dem Mittagsläuten und den Kirchfesten, die Wirtshäuser und die Fuhrleute, die Unglücksfälle und die Erntezeiten, die verschwiegenen Täler, die Seen, die Schrunken der Gebirge, das Gleißeln der Gletscher, das Offene und das Wilde dieses Landstrichs.

Dein staunender und verwirrter Blick ergeht sich über viele, viele grüne Bergesgipfel, in webendem Sonnendufte schwebend, und gerät dann hinter ihnen in einen blauen Schleierstreifen – es ist das gesegnete Land jenseits der Donau mit seinen Getreidehängen und Obstwäldern –, bis der Blick endlich auf jenen ungeheuren Halbmond trifft, der den Gesichtskreis einfasst: die Norischen Alpen. – Der Große Priel glänzt an heitern Tagen, wie eine lichte Flocke am Himmelsblaue hängend, der Traunstein zeichnet eine blasser Wolkenkontur in den Kristall des Firmaments – der Hauch der ganzen Alpenkette zieht wie ein luftiger Feengürtel um den Himmel, bis er hinausgeht in zarte, kaum sichtbare Lichtschleier, drinnen weiße Punkte zittern, wahrscheinlich die Schneeberge der ferneren Züge.⁴

So sieht Adalbert Stifter aus der Distanz das südliche Oberösterreich, hier beschrieben von der Ruine Wittinghausen im Böhmerwald aus – eine „Vollendungslinie“ nennt er diesen Blick. Im Lauf der Jahre kommt er diesem Sehnsuchtsland näher und lernt es kennen bis in seine abgelegensten Winkel.

Wenn von unserem wunderschönen Lande ob der Enns die Rede ist, und man die Herrlichkeiten preist, in welche es gleichsam wie ein Juwel gefasst ist, so hat man gewöhnlich jene Gebirgslandschaften vor Augen, in denen der Fels luftblau empor strebt, die grünen Wässer rauschen und der dunkle Blick der Seen liegt: wer sie einmal gekannt und geliebt hat, der denkt mit Freuden an sie zurück, und ihr heiteres Bild mit dem duftigen Dämmern und dem funkelnden Glänzen steht in der Heiterkeit seiner Seele – aber es gibt auch andere, unbedeutendere, gleichsam schwermüthig schöne